



FRIEDRICH

ANI

BU  
LL  
E  
A  
U  
G  
E

ROMAN

SUHRKAMP

»Worum ging's?«

»Freiheit und Demokratie.«

»Und dort sind wir uns begegnet?«

»Nicht direkt, Sie wurden von der Polizei aufgehalten, ich auch, sie wollten unsere Namen wissen, wie das halt so ist.«

Sie legte den Kopf schief, ihr Misstrauen verformte ihren Mund. »Und Sie haben zugehört, wie ich heiÙe, und sich meinen Namen gemerkt. Und jetzt kommen Sie zufällig an dem Haus vorbei, in dem ich wohne. Ich glaub Ihnen kein Wort. Übrigens, ich war auf keiner Demo.«

»Ich bin spazieren gegangen ...«

»Im Regen.«

»Reiner Zufall, dass ich auf das Klingelschild geschaut und Ihren Namen gelesen habe. Glaser. Den Namen kann man sich leicht merken.«

»Wohnen Sie in der Nähe?«

»Oben in der Welfenstraße.«

»Mir gefällt das nicht, da stimmt was nicht. Wie heißen Sie?«

»Oleander.«

»Wie die giftige Pflanze?«

»Ja.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Nichts.«

Wie zu Beginn unserer Begegnung standen wir wortlos da, musterten uns – sie mich argwöhnisch, ich sie gleichgültig – und passten auf, dass der Wind unsere Schirme nicht ineinanderschob. Mehr als sie je erahnen könnte, bedeutete mir unser zufälliges Zusammentreffen nicht das Geringste. Mir hätte genügt, das Haus mit der blassgrünen Fassade zu sehen, die Namen auf dem Klingelschild zu lesen und meine mir selbst auferlegte Pflicht erfüllt zu haben. Und auch das wäre am Ende bloß Neugier gewesen, das tragische Aufbäumen eines Mannes im Graben, in dem er den Rest seines Lebens verbringen würde.

Wo denn sonst?

Was ich tat, lag jenseits aller Vernunft. Ich hatte die Herrschaft über meine Motorik verloren. Ich war zu einem unkontrollierbaren Freak geworden, zu einem, der durch die Stadt irrt, mit der Adresse eines Unsichtbaren. Der war ich.

Die Frau hatte allen Grund, mich mit äußerster Vorsicht zu beäugen.

Hatte ich allen Ernstes geglaubt, mein Besuch in der Falkenstraße würde einen Fitzel Erklärung für etwas liefern, an dem jeder Professor der Ophthalmologie scheiterte?

Wozu der Aufwand? Mit welchem Ergebnis?

In mir breitete sich ein Eisblock aus. Der Regen gefror auf meiner Haut. Ich spürte nichts. Nicht einmal mein Arm mit dem schwer gewordenen Schirm zitterte mehr, so erstarrt verharrete ich auf dem Bürgersteig, mit nassem Gesicht und tränendem Auge.

Was wollte ich von der Frau? Dass sie ein Geständnis ablegte? Worüber? Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie hunderte Meter vom Geschehen entfernt gewesen. Die Kollegen hatten sie und ihren Begleiter aufgegriffen, weil die Frau eine Bierflasche in der Hand hielt und den Anschein erweckte, sie würde diese als Wurfgeschoss benutzen. Kein Beweis für nichts.

Silvia Glaser.

Auch der Vorname fiel mir wieder ein. Wozu? Die Frau spielte keine Rolle, und ich spielte keine Rolle für sie; der Zufall hatte uns vor ihrer Tür zusammengeführt, eine belanglose Begegnung an einem überflüssigen Tag. Und anscheinend hatte der Zufall seine Schuldigkeit für heute schon getan: Weit und breit kein Taxi.

»Ist Ihnen kalt?«, fragte sie. »Sie schlottern richtig. Sind Sie krank? Sie sehen sehr blass aus.«

»Sind Sie Ärztin?«

»Ich schau Sie nur an, Herr Oleander.«

Aus ihrem Mund klang mein Name wie der eines Fremden.

Daraufhin tat ich etwas mir vollkommen Unbegreifliches.

Mir kam es vor, als würde ein Anderer sprechen, und ich fand keine Möglichkeit, ihn abzuwürgen. Die Sätze trieben mich voran und strömten

aus meinem Mund, und ich brachte ihn nicht wieder zu.

»Ein Bekannter von mir«, sagte ich und erhob wie selbstverständlich die Stimme. »Er arbeitete bei der Polizei, mittlerer Dienst, drei Streifen am Revers, verheiratet, zwei Kinder, ein grundsolider Familienvater. Sie bewohnten ein kleines Haus, nicht weit von hier, in Ramersdorf. Gewissenhaft verrichtete er seinen Dienst, fünfundzwanzig Jahre lang. Seine Dienstwaffe musste er kein einziges Mal benutzen, auch nicht in einigen kniffligen Situationen nachts auf der Straße, von denen er mir erzählt hat. Die üblichen Fahrzeugkontrollen, angetrunkene, unter Drogen stehende Fahrer, hin und wieder mit Messer bewaffnet. Da geht Ihre Hand schon mal automatisch zum Halfter. Kein Schuss in fünfundzwanzig Jahren, ein Kollege mit Menschenkenntnis und Erfahrung und einem untrüglichen Instinkt für die eigene Sicherheit.

Bei einer Weihnachtsfeier im Präsidium saßen wir nebeneinander, er kam auf seine Kinder zu sprechen. Sein Sohn war damals ungefähr zwei Jahre alt, er sagte, er könne sich keinen friedvolleren Anblick vorstellen als ein schlafendes Kind. Manchmal, abends, bleibe er eine Stunde lang am Bett seines Bubens sitzen und schaue ihm beim Schlafen zu und höre sein leises Schnauben. Das sei ein beinahe göttliches Gefühl, das ihn jedes Mal überkomme.

Gott hin oder her, ich brauchte meinen Kollegen nur anzusehen, um zu begreifen, wie ernst er es meinte.

*Ein göttliches Gefühl.*

Er war nicht betrunken, ich glaube, er trank nicht mal Bier, wie wir alle; ich kippte eins nach dem anderen, alte Gewohnheit; unser Präsident sprach salbungsvolle Worte, wie jedes Jahr; zwei Kollegen spielten Gitarre und Zither, wir aßen Ente mit Knödeln und langweilten uns. Neben mir auf der anderen Seite saß ausnahmsweise nicht mein Kollege Gillis, sondern mein direkter Vorgesetzter Wilke, vertieft in ein Gespräch mit einer neuen, jungen Kollegin, die viel lachte und ihn wie aus Versehen öfter am Arm berührte. An dem Abend, glaube ich, wechselten wir beide

kein Wort. Mir genügte die Anwesenheit meines Kollegen aus der PI 12, der mir Sachen aus seiner Familie anvertraute.

Zum Beispiel: Er werde nie vergessen, sagte er, wie seine Tochter, die fünf oder sechs war, das Sprechen gelernt hatte, wie sie die Worte entdeckte, jede Silbe, wie sie stotterte, weil sie immer schneller sprechen wollte, wie sie nach den richtigen Ausdrücken suchte, wie unbändig sie sich über ihre neu erworbene Fähigkeit zu freuen schien. Man musste sie behutsam stoppen, sagte mein Kollege, sonst hätte sie zwei Stunden durchgeplappert.

Während er das erzählte, färbten sich seine Wangen hellrot, seine Augen sahen aus wie von innen angestrahlt. Unendlich, sagte er, hätte er seiner Tochter zuhören können. Für ihn – ich weiß noch, er senkte die Stimme, damit niemand außer mir etwas mitbekam – war dieses Erlebnis wie die Erschaffung der Menschheit. So drückte er sich aus. Als seine Tochter sprechen lernte, wurde die Menschheit neu erschaffen.

Ist das zu glauben?

Er war, sage ich Ihnen noch mal, nicht betrunken. Er empfand – davon bin ich bis heute überzeugt – beim Gedanken an seinen Sohn und seine Tochter eine Form von Glück, die unsreinem, der keine Kinder hat, auf ewig verborgen bleibt. Das wurde mir an diesem dritten Advent bewusst. Ich habe zugehört und gesehen, wie er aufblühte.

So nah standen wir uns gar nicht, müssen Sie wissen. Wie ich sein Vertrauen gewann, weiß ich nicht. Gelegentlich waren wir uns bei Einsätzen zur Sicherung von Fußballspielen oder Demonstrationen begegnet, hatten die eine oder andere Route koordiniert und als Streifenführer die Truppe angewiesen. Eine private Bemerkung? Außerdienstliches Geplauder? Auf keinen Fall! Und dann bringt uns eine Weihnachtsfeier überraschend näher, und ich werde Zeuge bei der Erschaffung der Menschheit.

Übrigens arbeitete seine Frau ebenfalls bei der Polizei, in der Verwaltung; dort hatten die beiden sich kennengelernt, vor langer Zeit, mit Anfang zwanzig; wie genau, das habe ich ihn nicht gefragt; das habe ich versäumt; das hätte ich tun müssen; der Abend war zu schnell um.

Einen Monat später, Ende Januar, wurde er wegen eines Nachbarschaftsstreits in ein Mehrfamilienhaus am Harras gerufen. Mieter hatten aus einer Wohnung im fünften Stock Schreie einer Frau und eines Kindes und beunruhigende Geräusche vernommen. Beim Eintreffen der Kollegen öffnete niemand. Kein Lärm, keine Stimmen. Totenstille.

Mein Kollege, er leitete den Einsatz, ließ den Hausmeister kommen und die Tür öffnen. Im Flur zog sich eine Blutspur bis ins Wohnzimmer. Auf der Couch saß eine vierundzwanzigjährige Frau im Nachthemd, vor ihr auf dem Boden lag ein kleines Mädchen, drei Jahre alt, blutverschmiert, mit verdrehten Gliedmaßen. Mein Kollege fühlte den Puls: nichts. Die Mutter hatte das Kind, so stellte sich heraus, geschlagen, gewürgt, gegen die Wand geworfen und schließlich mit einem Kissen erstickt. Was sich in der Wohnung zugetragen hatte, stand zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht fest und musste von den Kollegen der Kripo erst ermittelt werden. Aber ich bin sicher, mein Kollege ahnte es. Er bat die Frau aufzustehen. Sie tat es. Dann forderte er sie auf, sich hinzuknien. Der junge Kollege und die Kollegin, die bei ihm waren, bestätigten die Details. Sie hätten, erklärten sie später, kaum gewagt zu atmen.

Von einem Heulkampf geschüttelt, fiel die Frau vor meinem Kollegen auf die Knie. Nehmen Sie Ihr Kind in den Arm, sagte er. Sie stieß einen Schrei aus, rutschte auf den Knien rückwärts zur Couch hin, rang nach Luft und drohte, so schien es, zu ersticken. Meinen Kollegen beeindruckte ihr Verhalten nicht. Nehmen Sie Ihr Kind in den Arm, verlangte er ein zweites Mal. Laut Protokoll schüttelte sie wie wirr den Kopf und hörte nicht mehr damit auf. Da packte mein Kollege ihren Kopf mit beiden Händen, zog die Frau hoch, bis sie wehrlos und mit schlenkernden Armen vor ihm stand, und sagte zum dritten Mal: Nehmen Sie Ihr Kind in den Arm. Sie tat es nicht.

Begreifen Sie: Diese Frau, die Mutter, weigerte sich, ihr totes Kind noch einmal in den Arm zu nehmen. Es lag vor ihr auf dem Teppich, still und stumm und mit bloßen Händen hingemordet.

Mein Kollege, hieß es, brachte seinen Blick nicht von dem leblosen, kleinen Wesen. Zwischen seinen Händen der schweiß- und tränennasse